

# Herder Korrespondenz

Heft 1  
39. Jahrgang  
Januar 1985

*Gerade weil die Menschen in einer von technischen Zwängen beherrschten Welt immer stärker nach dem Sinn des Lebens fragen, ist die Kirche heute stärker, als es das Stadtbild unserer Großstädte zeigt.*

Walter Wallmann

## Wir leben nicht postmateriell

Leute, die sich mit Gegenwartsdeutung beschäftigen, gebrauchen seit einiger Zeit auffallend viele „Nachs“. Soziologen, Ökonomen, Politikwissenschaftler und Historiker nicht anders als Theologen. Und die vielen Popularisierer wissenschaftlich konstruierter Schlagworte in der Politik und in den Medien erst recht. Allen „Nachs“ gemeinsam ist: sie sind Hilfs Worte zur Bezeichnung gesellschaftlichen Wandels. Als Stimmung verstanden, sind sie allesamt Ausdruck eines Übergangs, an dem das Ende einer Periode oder Epoche deutlich wird, das neu sich Abzeichnende aber noch unklar bleibt. Daß die Häufung von „Nachs“ indirekt auch etwas mit Untergangsstimmung im Sinne der „No future“-Parolen zu tun hat, ist nicht ausgeschlossen, aber unwahrscheinlich.

Ihre Bedeutung ist eher vage. Sie haben auf jeden Fall mit Verhaltensänderungen zu tun und im weitesten Sinne mit Wertewandel. Wo der eigentliche Schwerpunkt liegt, mehr bei den Werten oder mehr bei den Verhaltensformen und wie konsistent bzw. wie dauerhaft ist, was sie bezeichnen, ob sie nur für eine kürzere Entwicklungsphase bestimmend sind oder eine neue Ära, eine Epoche jenseits der „Neuzeit“ einleiten oder gar der Geschichte als ganzer eine neue Wende geben, bleibt umstritten. Entscheidend ist letztlich, ob das entsprechende „Nach“ sich nur auf Veränderungen in einem einzelnen Lebensbereich – mit Auswirkungen selbstverständlich in andere Bereiche – oder auf eine de facto schon vollzogene Zeitenwende bezieht, die die Lebensbedingungen und – entsprechend – die Verhaltensweisen der Menschen insgesamt verändert.

### Unterschiedliche Plausibilitäten

In einigen Fällen ist das „Nach“ ohne größeren Denk- oder Begriffsaufwand plausibel zu machen. In anderen bedarf es erst des genaueren Nachdenkens, um den Sinngehalt einigermaßen eingrenzen zu können. „Nachchristlich“ zum Beispiel meint einfach eine Kultur und ein gesellschaftliches Zusammenleben, das einmal von christlichen Sinngehalten, Lebensregeln und entsprechenden

gesellschaftlich wirksamen Kontrollmechanismen geprägt war und es jetzt nicht mehr ist. Das „Nach“ besagt in diesem Fall nicht, daß das Leben in jenen Völkern, Regionen und Kulturen, die einmal „christlich“ waren, nun einfach in einen vorchristlichen Zustand zurückgekehrt ist. Nachchristliche Kulturen und Gesellschaften sind auch nicht einfach unchristlich geworden. Vom Christentum geformte Verhaltensweisen sind nicht verschwunden, aber sie sind nicht mehr beherrschendes Gemeingut. Sie bestimmen nicht oder nur noch symbolisch die Öffentlichkeit und werden auch im Alltagsleben des einzelnen von konkurrierenden „Sinngewerben“ überholt oder überformt. Mehr oder weniger ist Christentum aber noch am Wirken, entweder direkt und bewußt oder unbewußt in der Art, wie die Menschen ihr Leben einrichten und ihr Ethos praktizieren. Deswegen und weil diese indirekte Prägung noch recht tief und sehr persönlich sein kann, sind nachchristlich geprägte Bevölkerungen entgegen einem verbreiteten, auf das einmal „klassisch“ christliche Europa zurückgewendeten Missionspathos *keine Missionsländer*. Sie bedürfen nicht der Mission, sondern einer differenzierten, gewiß auch missionarischen Verkündigung.

Schon sehr viel zweideutiger und zugleich im Anspruch auf Wirklichkeitserkenntnis sehr viel weitläufiger ist ein anderes „Nach“. Es tritt einmal adjektivisch („nachgeschichtlich“), ein andermal substantivisch (als „Nachgeschichte“) auf. Obwohl spätestens seit *Oswald Spengler* in Schwange, hat es im Gegensatz zu den vielen anderen „Nachs“ die Gelehrtenstuben und Bücher von Universalgeschichtlern kaum verlassen, ist jedenfalls nicht zum bildungskleinbürgerlichen Gemeingut geworden. Verstanden wird darunter eine „fundamental neue Situation“ (*Oskar Köhler*) insofern, als in der Gegenwart nach Meinung bestimmter Kulturtheoretiker, der Strukturalisten zum Beispiel, das gesellschaftliche Leben gleichsam subjektlos, zu einem anonymen „Etwas“, menschliches Dasein gewissermaßen geschichtslos wird und Kulturen in

„eine Zeit bloßen Zustandes“ (Claude Lévi-Strauss) versinken. Vermutlich ist der *wirkliche Wandel der Gesellschaft* in dieser Beziehung aber sehr viel undramatischer als der *begriffliche*. Daß die Menschheitsgeschichte regional und gesamtheitlich in eine Phase übergeht bzw. schon längst übergegangen ist, wo „Verhältnisse“ bzw. kollektive und insofern auch anonyme Mächte stärker den Gang der Geschichte bestimmen als Individualsubjekte, bedeutet noch kein Ende der Geschichte und ist auch nicht vorgeschichtlichen Zuständen vergleichbar, jedenfalls solange der einzelne *als Subjekt* in ihr leben kann.

### Spät- oder nachindustriell?

Nicht sehr viel eindeutiger, aber bescheidener bezüglich der Erklärungsreichweite werden die „Nachs“ gebraucht, die zur *Kennzeichnung eines Gesellschaftstyps* auf das Wirtschafts- und Erwerbsleben bzw. auf die Produktionsverhältnisse bezogen sind. Von der *nachindustriellen Gesellschaft* wird man nicht sagen können, sie sei nicht mehr industriell oder die in ihr herrschenden Produktionsmethoden und von diesen beeinflussten Lebensverhältnisse seien denen der vorindustriellen Phase vergleichbar. In eine Agrarwirtschaft kehren wir dort, wo sie überwunden ist, trotz Landkommunenromantik nicht zurück. Man kann auch nicht sagen, was als nachindustriell bezeichnet wird, sei nicht mehr industriell bestimmt. Einen klaren Sinn bekäme das „Nach“ hier, wenn die Arbeitszeit tatsächlich auf ein Minimum schrumpfte oder *Erwerbsarbeit* infolge der durch technologischen Fortschritt noch einmal multiplizierten Produktivität zur Ausnahme würde und einem Berufsarbeitsheer vergleichbar heutigen Berufsarmeen übertragen oder wenn die im Fortschreiten der industriellen Produktion immer differenzierter gewordene Arbeitsteilung in größerem Stil zurückgenommen werden könnte.

Einen plausibleren Sinn bekommt das „Nachindustriell“ indes, wenn man es wie dessen amerikanischer Haupttheoretiker Daniel Bell auf den *Wandel der Sozialstruktur* (Verlagerung von der Güterproduktion auf Dienstleistungen, von der Technik im herkömmlichen Sinn auf „wissenschaftlich fundierte Industrien“ bei gleichzeitiger Herausbildung neuer wissenschaftlich-technischer Eliten und einer von diesen Eliten ausgehenden allmählichen Neuschichtung der Bevölkerung) bezieht: mit wissenschaftlich-technischem Personal an der Spitze und dem am Computer sitzenden Angestellten als „typischem“ „nachbürgerlichen“ und natürlich auch „nachproletarischen“ Erwerbstätigen.

Aber Ablösung der Industriegesellschaft durch ein grundlegend neues Gesellschaftsmodell ist auch das noch nicht. So muß denn, um dieses „Nach“ zu kennzeichnen, auch sehr viel weiter ausgegriffen und müssen die in diesen Vorgängen sich abspielenden Veränderungen als grundlegender Wandel der Existenzbedingungen gedeutet werden. Bell zum Beispiel spricht von drei grundverschiedenen, geschichtlich aufeinander folgenden „Konfrontatio-

nen“ des Menschen: zunächst vorindustriell mit der Natur, dann industriell durch technische Rationalität mit der technisierten Umwelt und nachindustriell (durch „Hinwendung zu seinesgleichen“ und „Spiel mit sich selbst“) mit der *sozialen Wirklichkeit*, die Natur und Technik als bestimmende Wirklichkeiten ablöst.

Hier wird es *sinnvoll*, von nachindustrieller Gesellschaft zu sprechen. Was die Industriegesellschaft geprägt hat, Maschine und Kapital als normierende Instrumente der Sozialstruktur und der Lebensweise des einzelnen wird nicht aufgehoben, tritt aber, einem neuen, von wissenschaftlicher und „künstlicher Intelligenz“ bestimmten und in erster Linie auf differenzierte Organisation und – entsprechend – auf soziale Kommunikation aufbauenden Gesellschaftstyp Platz machend, als bestimmende Wirklichkeit ins zweite Glied. Es wird unmittelbar weniger wahrnehmbar und beeinflusst auch nicht mehr direkt das Gefüge von Bedürfnissen und Wertvorstellungen, nach denen sich die Verhaltensweisen im Alltag richten.

### Wandel von Struktur und Bedürfnissen

Spätestens an diesem Punkte aber kommt das „Nachindustriell“ in Berührung mit einem anderen „Nach“, dem man wohl des besseren Sprachklangs wegen – in einer nachlateinischen Kultur – einen latinisierten Ausdruck gegeben hat: *postmateriell*. Man weiß nicht so recht, wo er im deutschen Sprachgebrauch zunächst auftauchte. Aber plötzlich seit Anfang der achtziger Jahre war er da, und kein Referent auf einer kirchlichen oder sonstigen Akademie, sei er Professor, Politiker oder Funktionär will noch darauf verzichten. Zu tun haben wir es auch dabei mit einem in der Retorte von ideen- und zeitgeschichtlich denkenden Soziologen und Politikwissenschaftlern entstandenen *Kunstabstrich*. Gemeint ist damit der Übergang von einer vornehmlich vom Existenzkampf diktierten Orientierung der Bedürfnisstruktur an materiellen Gütern (frei nach Bert Brecht: „Zuerst kommt das Fressen, dann die Moral“) zu vorzugsweise immateriellen „Werten“ bzw. zur Herausbildung von Verhaltensweisen, die sich stärker an der Verwirklichung und Beanspruchung von Kulturgütern (Freizeit, Unabhängigkeit, Teilnahme an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen) als an der unmittelbaren Existenzsicherung orientiert.

Auch dieses „Nach“ ist zunächst – wie könnte es anders sein – als sozialtheoretisches Konstrukt in Amerika entstanden. Der Sache nach findet es sich als Deutung der späten sechziger und der siebziger Jahre ebenfalls bei Daniel Bell in dessen beiden auch in Deutschland vielverbreiteten Büchern „Die nachindustrielle Gesellschaft“ und „Die Zukunft der westlichen Welt“. Systematisch entwickelt als Begriff und Konzept wurde es aber von dem an der Universität von Michigan lehrenden Politikwissenschaftler Ronald Inglehart. Er verwendete dafür eine von Abraham H. Maslow in den fünfziger Jahren entwickelte Bedürfnisse-Skala, mit deren Hilfe er ein Ensemble von Bedürfnissen erfragte, in dem von den Befragten die Prio-

ritäten so gesetzt wurden, daß er eindeutig einen *Trend zu immateriellen Bedürfnissen* bei gleichzeitigem Zurücktreten von materiellen in fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften glauben feststellen zu können: am deutlichsten bei der jungen Generation und in den wirtschaftlich wohlhabendsten Ländern des Westens, in den USA und in Europa speziell in den skandinavischen Ländern.

Inglehart folgte dabei einem denkbar simplen Schema. Er bildete zwei Grundkategorien von Bedürfnissen: solche der Sicherung des physischen Daseins und solche des sozialen Lebens und der Selbstverwirklichung. Die ersten nennt er „*materialistisch*“; die zweiten „*postmaterialistisch*“. Zur ersteren zählt er nicht nur Preisstabilität und Wirtschaftswachstum, sondern auch Landesverteidigung und Verbrechensbekämpfung, zu letzteren u. a. den „Wunsch nach schönen Städten“, nach einer weniger unpersönlichen Gesellschaft und nach mehr politischer und sozialer Mitbestimmung. Die eindeutige Schwerpunktverschiebung von den ersteren auf die letzteren Bedürfnisse nennt er die „*stille Revolution*“ (The silent Revolution), zugleich der Titel seines wichtigsten Buches.

### Materiell, immateriell, postmateriell

Wie problematisch Ingleharts Schema ist, zeigt sich schon daran, daß er neben der Forderung nach einem „angenehmen Leben“, auch den Wunsch nach „*Geborgenheit in der Familie*“ in die „materialistische Anhäufung von Werten“ einordnet. Wieso der Wunsch nach familiärer Geborgenheit „materialistischer“ sein soll als der Wunsch nach mehr Freizeit oder selbst nach mehr Mitbestimmung, ist selbst dann nicht einzusehen, wenn man in diesem Falle materialistisch ohne weltanschaulich-ideologischen Beiklang einfach als Synonym für „materiell“ nimmt. (So ist es bei Inglehart auch gemeint.) Es ist kaum anzunehmen, daß der Wunsch nach familiärer Geborgenheit *nur das materielle Versorgtsein* meint oder daß die darin eingeschlossenen Kulturgüter denjenigen, denen diese Geborgenheit wichtig ist, weniger erstrebenswert erscheinen. Nicht selten muß ja nicht nur in Mangelgesellschaften, sondern in den von Wohlstandsgesellschaften benachteiligten Randgruppen wenigstens eine gewisse familiäre Geborgenheit die mangelnde Versorgung mit materiellen Gütern dürftig zudecken. Die Werte, die sich in diesem Fall reiben, sind nicht Lebensgenuß hier und politisch-gesellschaftlicher Idealismus dort, sondern es reiben sich Geborgenheit und Freiheit. *Beide* sind nicht auf die Sicherung der materiellen Existenz gerichtet, sondern haben mit dem Streben nach *Verbesserung der Lebensqualität* zu tun.

Daß Inglehart offenbar nirgends exakt zwischen *Bedürfnissen, Einstellungs- und Verhaltensformen* und *Werten* unterscheidet und dennoch das Ganze als eine grundlegende Komponente einer allgemeinen Theorie des Wertwandels einbringt, macht die Sache noch um einiges komplizierter und zugleich fragwürdiger. Irgendwie scheint auch hier die Wirklichkeit einfacher zu sein als die Theorie, die die Wirklichkeit in Griff bekommen und den Politikern, Päd-

agogen, Sozialagenten und Seelsorgern Ratschläge an die Hand geben soll, wie sie mit ihr umzugehen haben. Denn Ursprung und Substanz dieser Wirklichkeit sind etwas durch und durch Einsichtiges und (rein gedanklich) wenig Kompliziertes: Ihr zugrunde liegt die Tatsache, daß immaterielle (gesellschaftliche, kulturelle und persönliche Bedürfnisse) um so wichtiger sind und damit auch stärker zum eigentlichen (oder besser *vorrangigen*) *Inhalt von Politik und Erziehung* werden sollen (und können), je umfassender die Bedürfnisse nach materieller Existenzsicherung abgedeckt sind.

Wenn jemand so viel verdient, daß er seinen Bedarf an Kleidung, Essen und Wohnen (auch dies sind grundlegende Kulturgüter und nicht nur materieller Wert) großzügig befriedigen kann, wird er sich, wenn auch je nach Haltung und Gesinnung auf ganz unterschiedliche Weise, von selbst anderen erstrebenswerten Gütern zuwenden. In einer Zeit, in der *Arbeit* ohnehin knapp wird, werden die auf die Freizeit bezogenen Güter (Hobbys, Reisen, Sport, TV) an Bedeutung gewinnen. Wo materieller Wohlstand (oder das Zehren von ihm) *selbstverständlich* geworden ist, wird das Verlangen nach mehr Unabhängigkeit (Freiheitswerte) und in Teilen der Bevölkerung nach mehr Teilnahme bzw. Mitbestimmung am Arbeitsplatz, im gesellschaftlichen und politischen Leben ebenso selbstverständlich.

Dies ergibt sich notwendig aus der Zeitlage, wenn auch eingegrenzt auf die westlichen Länder. Denn ein Großteil der Menschheit – und keineswegs nur in der Dritten Welt existiert nach wie vor in Gesellschaften materiellen Mangels. Denkt man an Lateinamerika oder auch an Völker des Ostblocks, dann ist beides fast gleich stark ausgeprägt: der materielle Mangel und das Bedürfnis nach mehr Freiheit und Mitbestimmung. Und solange im Wohlstandsland Nummer 1, in den USA, noch 35 Millionen unterhalb der Armutsgrenze leben (vgl. ds. Heft, S. 8) und sich in den westeuropäischen Ländern das Phänomen „neue Armut“ ausbreitet (vgl. HK, Oktober 1984, 457–463 und HK, Dezember 1984, 567–571), läßt sich von postmateriellen Lebensverhältnissen nur in einem sehr eingeschränkten Sinne sprechen.

### Man will sich selbst verwirklichen

Innerhalb dieser deutlich sichtbaren Grenzen muß das, was mit postmateriell gemeint ist, *als Phänomen und als Auftrag* allerdings sehr ernst genommen werden. Denn erstens ist vor allem die junge Generation Träger dieser Situation. Sie ist in einer Zeit materieller Sättigung aufgewachsen. Sie wird zwar in mancher Beziehung neu in den Existenzkampf geworfen, der gewiß nicht leichter, in manchem schwerer ist als der ihrer Väter (Jugendarbeitslosigkeit, „berufslose“ Akademiker). Und natürlich leidet der junge Arbeitslose nicht nur kulturelle und seelische, sondern auch materielle Not. Er ist insofern weder Produkt noch Opfer postmaterieller Verhältnisse, sondern ungelöster Problembestandteil der Organisations-

und Gütermängel einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft: Rationalisierungsschübe einer in die „postmaterielle“ Technik (Mikroprozessoren) übergehenden Wirtschaftsorganisation, ein nicht mehr im Sinne von Vollbeschäftigung greifender Arbeitsmarkt, „Überproduktion“ an Akademikern, Bevölkerungsgefälle etc. Aber der Großteil junger Leute, der (materielle) Existenznöte nicht aus persönlicher Erfahrung kennt, lebt in und aus dem Bewußtsein, unsere Gesellschaften seien *materiell gesichert und gesättigt* und konzentriert sich auf die Realisierung solcher Bedürfnisse, die mit Existenzkampf wenig, aber sehr viel mit persönlicher Unabhängigkeit, sozialer Gleichheit und umfassender Mitbestimmung, aber noch mehr mit individueller Selbstverwirklichung zu tun hat, für die *die* Gesellschaft die Mittel bereitstellen soll.

Dies sind durchwegs stark auf das Selbst und auf die Politik bezogene Bedürfnisse und sie sind ganz überwiegend *nicht institutionenfreundlich*. Die Familie ist davon nicht weniger betroffen als Organe bzw. Funktionen des Rechtsstaats und der politischen Organisation.

Die Folge ist zunächst: das politische Klima wird unruhiger, die Erwartungen richten sich mehr denn je auf den Staat, die vorstaatlichen Einrichtungen (z. B. Verbände) und naturwüchsige Gemeinschaften (Familie) werden gar nicht oder widersprüchlich akzeptiert. Man will sich selbst verwirklichen: Wo Geborgenheit mehr Unabhängigkeit bietet, wird sie gewünscht, wo sie Bindung bedeutet, wird sie lieber abgeschüttelt. Der gesamte Institutionenbereich wird entweder überfordert (Staat, Gesetzgeber) oder durch Vernachlässigung (Familie) an den Rand gedrängt.

Das zweite: Diejenigen, die aus diesem Bewußtsein leben und ihm zum Durchbruch verhelfen, sind daran, bei uns die *Kulturführerschaft* zu übernehmen. Nach zeitweiser Abspaltung des neu sich bildenden Kulturbewußtseins von der langsamer sich wandelnden Sozialstruktur (Aufblühen von Subkulturen) drängen sie jetzt, diese umformend, in die sozialen Strukturen hinein. Es bleibt noch offen, wie weit sie diese auch verwandeln können. Die Grünen sind nicht der Kern, aber einer der Träger dieser Prozesse, die Materielles (als Bedürfnis) genauso einschließen wie Immaterielles. Wir leben also nicht postmaterieell, sondern setzen, soweit wir versorgt leben, die Erwerbbarkeit reichhaltiger materieller Güter voraus und werden – Jugendliche eingeschlossen – zugleich anspruchsvoller im Immateriellen, weil wir gewohnt sind, anzunehmen, daß neben den materiellen Voraussetzungen auch die der Organisation und Kommunikation für ein prosperierendes Individualleben, das die Gesellschaft zu ermöglichen und der Staat zu garantieren hat, vorhanden und verfügbar sind.

Auf dem Holzweg wäre deswegen, wer meinte, eine neue Generation wende sich „postmaterieell“ mit Schaudern vom Materialismus ihrer Väter ab. Noch abwegiger wäre die Ansicht, man bräuchte den Leuten nur ihren Materialismus austreiben bzw. abwarten, bis er ihnen durch veränderte Umstände ausgetrieben wird, dann würden sich

postmaterieell auch religiöse Bedürfnisse neu durchsetzen: und jetzt sei es soweit. Auch die von *Carl Friedrich von Weizsäcker* über Grüne *Epplerscher* Prägung bis Bischof *Kamphaus* geforderte „neue asketische Kultur“ ist damit nicht in Aussicht gestellt.

## Die Verschiebung von Aufmerksamkeit verlangt nach neuer Verhaltensbalance

Was wirklich vor sich geht, ist eine teils parallel, teils quer und widersprüchlich verlaufende Verlagerung von Aufmerksamkeit auf verschiedenen Feldern des gesellschaftlichen Wirklichkeitsbezugs von unterschiedlicher Konsistenz, Tiefe und Dauer: von der Wirtschaft zur Politik (das macht letztere lebhafter, gespannter, in der Konkurrenz der Ansprüche härter); von der Produktion zur Kommunikation (das wirkt sich aus auf die Einstellung zu Arbeit und Leistung); vom Erwerbsleben zur Freizeit (das führt zu neuen politischen und gesellschaftlichen Bedürfnissen, aber auch zu Schwierigkeiten, die Zeit sinnvoll auszufüllen: deshalb gesellschaftlich-politischer Aktivismus auf der einen und Langeweile auf der anderen Seite); von Existenz- zu Sinnfragen (letztere zu verstehen im Wortsinn: welchen Sinn hat das, was ich tue, für mich und überhaupt?); von den Institutionen zum Selbst (man will sich selbst verwirklichen durch persönlichen Lebensplan, gesellschaftlichen Umgang und politische Mitbestimmung). Das macht das Gemeinwesen lebendiger, geht aber auf Kosten der *intermediären gesellschaftlichen Gebilde* (Verbände mit fester Verpflichtung, Familie), schafft Bindungskonflikte und macht anfälliger für seelische Verletzlichkeiten bei gleichzeitiger Neigung, Verantwortung zu sozialisieren und den Mangel an Orientierungssicherheit allein der „Gesellschaft“ („Gesellschaft macht krank“) anzulasten.

So heißt es, weniger einer Immaterialisierung, gar Vergeistigung der Bedürfnisse trauen, als politisch, pädagogisch und lebenshilflich, vor allem die Widersprüche benennen und einsichtig machen, die sich zwischen einem angeblich postmaterieellen „Ethos der Selbstbezogenheit“ (*Christopher Lasch*) und gesellschaftlich/mitmenschlicher Integration, zwischen Fürsichsein und Fürdieandernsein, zwischen Selbst und Gemeinschaft auftun, und die nur allzu häufig zur Befolgung von Rollenschemata führen – *Alexander Mitscherlich* nannte sie einmal „komplexe Gehorsamsgestalten“ –, die durch emotionale Hörigkeit das an Freiheit verwüsten, was durch konsequente Selbstverwirklichung mühsam gewonnen wurde. Keine „Instanz“ verfügt gerade in diesen Fragen auch nur annähernd über so viel Erfahrung wie das Christentum. Deswegen kann gerade dieses zur Schaffung einer neuen Verhaltensbalance beitragen. Die Chance, diese Erfahrung auch zur Geltung zu bringen, sind in einer nachchristlichen Ära sicher geringer geworden. Aber der Eindruck, daß sie gerade bei den Nachdenklichen wieder steigen, dürfte nicht

David Seeber